

Liebe in Zeiten der Vertragsarbeit: Rassismus, Wissen und binationale Beziehungen in der DDR und Ostdeutschland

Wetzel, Johanna M.; Schenck, Marcia C.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wetzel, J. M., & Schenck, M. C. (2022). Liebe in Zeiten der Vertragsarbeit: Rassismus, Wissen und binationale Beziehungen in der DDR und Ostdeutschland. *PERIPHERIE - Politik, Ökonomie, Kultur*, 42(1), 31-55. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i1.03>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Johanna M. Wetzel & Marcia C. Schenck

Liebe in Zeiten der Vertragsarbeit Rassismus, Wissen und binationale Beziehungen in der DDR und Ostdeutschland*

Keywords: East Germany, GDR, Angola, Mozambique, contract labourers, racialized knowledge, binational relationships

Schlagwörter: Ostdeutschland, DDR, Angola, Mosambik, Vertragsarbeiter*innen, rassistisches Wissen, binationale Beziehungen

„Elkes Vater war ein bisschen rechtsradikal, der hat alle Fotos von meinem Vater verbrannt“, erzählt Philipp (2021).¹ 1990 gab Elke ihren neugeborenen Sohn Philipp in einer thüringischen Kleinstadt ins Kinderheim. Sein leiblicher Vater war 1987 als Vertragsarbeiter aus Mosambik in die Deutsche Demokratische Republik (DDR) gekommen, arbeitete als Schweißer in Erfurt-Bischleben und lernte dort Elke kennen. Nach der Wiedervereinigung wurde Philipps Vater zusammen mit der Mehrheit mosambikanischer DDR-Vertragsarbeiter*innen „zurückgeschickt“. Seinen Sohn lernte er nie kennen, und, dass Philipp, seit er 12 Jahre alt ist, nach ihm sucht, weiß sein Vater bis heute nicht.

Philipps Erzählung über die Beziehung seiner Eltern verweist auf die komplexen emotionalen Konsequenzen der DDR-Solidaritätspolitik der 1970er und 1980er Jahre. Sie verweist aber auch darauf, dass „Liebe“

* Wir bedanken uns bei den anonymen Reviewer*innen, den Teilnehmer*innen des Panels „Minoritized Voices: Decolonising the East German Experience“ der *German Studies Association Annual Conference 2021*, insbesondere Jennifer Allen für ihren Kommentar, sowie Stephanie Lämmert für ihre hilfreichen Anmerkungen zum Entwurf.

1 Interviewpartner*innen werden hier zwecks Anonymisierung nur mit Vornamen zitiert. Zum Schutz ihrer Privatsphäre sind die Namen aller dritten Personen geändert worden. Die Interviews mit den Kindern wurden auf Deutsch und überwiegend in Deutschland durchgeführt, während die Interviews mit den Arbeiter*innen auf Portugiesisch und überwiegend in ihren Herkunftsländern durchgeführt und für diesen Text von den Autorinnen ins Deutsche übersetzt wurden. Englische Zitate aus Primär- und Sekundärquellen wurden ebenfalls von den Autorinnen ins Deutsche übersetzt.

insbesondere zwischen *weißen* DDR-Bürger*innen und Schwarzen² Vertragsarbeiter*innen andauernden rassistischen Konstruktionen ausgesetzt war und innerhalb dieser stattfand. Liebe³ bezeichnet so einerseits die vielseitigen emotionalen Bande zwischen Menschen in intimen Beziehungen. Andererseits bezeichnet der Begriff ein soziales Konstrukt, das vom DDR-Staat, seinen Repräsentant*innen, der breiten DDR-Öffentlichkeit, aber auch von den mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen sowie ihren Kindern in ihrem alltäglichen Erleben verhandelt wurde. Als solches beinhaltet der Begriff Liebe Vorstellungen über die intimen Beziehungen zwischen Schwarzen Vertragsarbeiter*innen und *weißen* DDR-Bürger*innen, die durch historisch gewachsenes rassistisches Wissen geformt und geprägt sind. Diese Doppelbedeutung von Liebe als reales Erleben und umkämpfte Konstruktion rassistischen Wissens in der DDR und in Ostdeutschland⁴ stehen im Fokus dieses Aufsatzes.

Der Fokus auf Liebe und „rassistisches Wissen“ (Terkessidis 2004) steht hierbei im Gegensatz zu Konzepten, die bis dato die DDR-Rassismusforschung bestimmen, wie Ausländerfeindlichkeit oder Rechtsextremismus.⁵ Laut Maria Alexopoulou (2020: 10) stellen diese Begriffe Rassismus fälschlicherweise als eine „soziale, bzw. psychosoziale Problematik oder gar [...] eine] Folge von Migration und damit als [ein] von außen kommende[s] Proble[m]“ dar. Im Kontrast dazu stehen die Arbeiten von Aktivist*innen, Forscher*innen und Autor*innen, die die strukturelle Natur eines historisch gewachsenen deutschen Rassismus hervorheben und zu seiner Dekonstruktion aufrufen. Dazu zählen z.B. die Arbeiten der afrodeutschen Bewegung um Katharina Oguntoye und May Ayim und deren Anthologie *Farbe bekennen*

-
- 2 Als Schwarz (großgeschrieben) verstehen wir nach Peggy Piesche eine Selbstbezeichnung, die in erster Linie eine „Identität der Unterdrückungserfahrungen“ (1999: 204) zum Ausdruck bringt. Anders als der Begriff *People of Colour* verweist Schwarz hier jedoch auch auf die Spezifität der rassifizierten Unterdrückung hin, die afrodiaporische Menschen (z.B. im Vergleich zu Sinti, Roma oder jüdische Menschen) u.a. in der DDR erfahren haben. Mit *weiß* bezeichnen wir nach Eske Wollrad (2005: 20) eine Identität, welche auf Machterfahrungen und Dominanz gegenüber nicht-*weißen* Subjekten qua Sozialisation basiert. Sie muss in der Regel aktiv reflektiert werden, um dem *weißen* Subjekt bewusst zu werden, was durch Kursivschreibung hier angeregt wird.
 - 3 In Anlehnung an Jennifer Cole und Lynn Thomas betrachten wir Liebe hier als „analytisches Problem anstatt einer universalen Kategorie“ (2009: 2). Liebe und andere Emotionen sind „eingebettet in historisch situierte Worte, kulturelle Praktiken und materielle Konditionen, die bestimmte Subjekte und Beziehungen möglich machen. [...] Praktiken der Liebe sind Produkte komplexer historischer Prozesse und Intersektionen.“ (ebd.: 3)
 - 4 Als Ostdeutschland bezeichnen wir die Bundesländer, die aus den Bezirken der DDR nach ihrem Beitritt zur Bundesrepublik hervorgegangen sind.
 - 5 S. z.B. Schubarth 1993; Heinemann & Schubarth 1992; Friedrich & Griese 1991: 196f; Pfahl-Traughber 2019; Danyel 2003; Schröder 2003.

(1986), aber auch neuere Arbeiten wie Noah Sows *Deutschland Schwarz Weiss* (2009), der von Fatma Aydemir & Hengameh Yaghoobifarahs herausgegebene Essayband *Eure Heimat ist unser Albtraum* (2019) und Alice Hasters *Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten* (2019). Auch in Bezug auf Ostdeutschland und die DDR regen neuere Arbeiten dazu an, die deutsche Wiedervereinigung, aber auch migrantisches Leben in der DDR durch ein Verständnis von Rassismus als durchgehend präsen- te, strukturelle Verankerung neu zu erzählen, wie z.B. der von Peggy Piesche herausgegebene Sammelband *Labor 89* (2020), Katharina Wardas Essayarbeiten zum Hashtag *Dunkeldeutschland* (vgl. 2020) oder die von Lydia Lierke und Massimo Perinelli herausgegebene Anthologie *Erinnern stören* (2020).

Auf diesen Ansätzen aufbauend verstehen wir Rassismus hier nach Mark Terkessidis (2004: 12) als ein „Verhältnis, ... das die gesamte Gesellschaft durchwirkt“, also private und institutionelle Ebenen gleichermaßen durchdringt. Es wirkt dabei durch rassistisches Wissen, ein foucaultsches „Dispositiv“ (d.h. ein Macht-Wissens-Komplex), das zuerst ein Objekt definiert (z.B. den „schwarzen“ Mann) und dann „Wissen“ über dieses Objekt produziert (ebd.: 10). Rassistisches Wissen bietet so „ein Interpretationsangebot zum Verstehen sozialer Vorgänge... mittels rassistisch konstruierter Kategorien“ (Scherschel 2006: 12). Neben anderen Wissensformen (z.B. patriarchalisch, klassistisch etc.) kann es qua Sozialisierung von Generation zu Generation weitergegeben werden, z.B. über Alltagssprache (Arndt & Ofuately-Alazard 2011), Bilder (Slobodian 2015), Medien (Lösing 2014), Schul- oder Kinderbücher (Piesche 2002), Rechts- und Verwaltungstexte etc. Rassistisches Wissen ist somit strukturell verankert und wird permanent (re-)produziert. Nach Alexopoulou (2018) ist „ein wichtiges epistemologisches Moment dabei ... die Ignoranz: Sie ermöglicht den Privilegierten in diesem System, sich nicht bewusst machen zu müssen, worauf ihre Privilegien beruhen.“ Aufbauend auf diesem Gegenansatz stellen wir hier nicht die Frage, *ob* oder *warum* es Rassismus in der DDR und Ostdeutschland gab und gibt, sondern *wie* vorhandenes rassistisches Wissen sich auf die Handlungsspielräume verschiedener Akteur*innen auswirkte und von ihnen verhandelt wurde.

Im Fokus stehen die Perspektiven und Erinnerungen von 80 mosambikanischen und 19 angolischen Männern und Frauen, die in der DDR als Vertragsarbeiter*innen arbeiteten, lebten und liebten, sowie von 12 (erwachsenen) Kindern, die aus Beziehungen zwischen mosambikanischen Männern und DDR-Frauen hervorgingen. Diese binationalen Beziehungen – und im

Falle der *mixed-race*-Kinder⁶ ihre bloße Existenz – trafen im Alltag häufig auf rassifizierte Vorstellungen intimer Liebe in der DDR und im heutigen Ostdeutschland. Wir argumentieren, dass eine Mischung aus überliefertem kolonialem Wissen, das insbesondere Schwarze Männlichkeit sexualisierte und als bedrohlich für die *weiße* Frau stereotypisierte, staatlich verordnetem Anti-Faschismus, Anti-Imperialismus und Anti-Rassismus sowie den Interessen der Regierungen der DDR, Mosambiks und Angolas dieser Vorstellung zu Grunde liegt. Die Handlungsspielräume der mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen schränkte dies einerseits ein. Andererseits eigneten sie sich rassistische Konstruktionen an, um sich innerhalb ihrer Einschränkungen Freiräume zu eröffnen. Ihre Attraktivität auf Frauen aus der DDR nutzten mosambikanische und angolanische Männer, um kulturelles Kapital in der DDR zu akkumulieren. Sie eigneten sich stereotype Vorstellungen von rassifizierter Männlichkeit an und konstruierten ihrerseits Idealvorstellungen über deutsche und mosambikanische bzw. angolanische Weiblichkeit. In seltenen Fällen forderten Vertragsarbeiterinnen diese Weiblichkeitsbilder heraus. In der *weißen* Mehrheitsgesellschaft der 1990er Jahre markierte rassistisches Wissen die *mixed-race*-Kinder der Vertragsarbeiter*innen als „ein* Andere* von Außerhalb“ (Wright 2003), d.h. als „nicht von hier“. Handlungsspielräume lagen für die Interviewten in der Suche nach dem mosambikanischen Elternteil und der Konstruktion eines Gegendiskurses ihrer Herkunftsgeschichte und damit Zugehörigkeit. Gleichzeitig verhandelten sie selbst die rassistischen Konstruktionen ihrer Person und der Beziehung ihrer Eltern in ihrem unmittelbaren, familiären Umfeld und darüber hinaus. Gemeinsam beleuchteten die Erinnerungen von Eltern und Kindern die Kontinuität rassistischen Wissens.

Wir basieren unsere Analyse auf Sekundärliteratur und *oral-history*-Interviews. Einige der Interviews wurden bereits 2014-2015 im Rahmen der Dissertationsforschung von Marcia C. Schenck durchgeführt und 2021 mit neuen Interviews durch Johanna M. Wetzel ergänzt. Die Interviews reflektieren u.a. die intersektionale Positionierung der Forscherinnen: Beide Autorinnen sind *weiße* Frauen, die dem Bürgertum angehören. Johanna M. Wetzel ist nach 1990 geboren und in einer ostdeutsch sozialisierten Familie aufgewachsen, ähnlich wie ihre Interviewteilmehmer*innen der „zweiten“ Generation. Marcia C. Schenck ist 1986 in Westdeutschland geboren. Unsere Lebensgeschichten und die Art, wie wir gelesen werden, beeinflussten unsere

6 Viele unserer Interviewteilmehmer*innen bezeichneten sich selbst nicht als „Schwarz“, weshalb wir den Begriff *mixed-race* verwenden. Das englische Wort *race* bezeichnet hierbei deutlicher als sein deutsches Pendant, dass es sich um sozial konstruierte Kategorien handelt (s. zu „R“ Fußnote 8).

Zugänge zu unseren Interviewteilnehmer*innen und gestalteten die Gespräche (Abrams 2010; Thompson 2017). Außerdem ist uns bewusst, dass wir als *weiße* Forscherinnen Deutungsmacht über Schwarze Forschungssubjekte ausüben, und so Gefahr laufen, historisch gewachsene Machtverhältnisse und nicht reflektiertes, internalisiertes rassistisches Wissen zu reproduzieren (Ransiek 2019: 12). In unserer Analyse versuchten wir machtkritisch und reflexiv mit dieser Deutungsmacht umzugehen. Wir hoffen außerdem, ähnlich wie die *weiße* US-amerikanische Forscherin Sara Lennox es im Gespräch mit Piesche formulierte, durch unsere Forschung einen Beitrag zu der Erarbeitung einer kritischen, post-rassistischen Gesellschaft zu leisten (Lennox & Piesche 2017).

Zunächst folgt ein historischer Abriss, der rassistisches Wissen in Bezug auf binationale Beziehungen zwischen Schwarzen und *weißen* Menschen in Deutschland kontextualisiert. Es schließen sich drei Abschnitte an, in denen die Wirkungsweisen und Verhandlungen dieses überlieferten rassistischen Wissens im spezifischen Kontext der DDR und Ostdeutschlands diskutiert werden: erst aus der Perspektive des DDR-Staats, dann aus der Perspektive der mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen und zu guter Letzt aus der Perspektive der Kinder. Abschließend ziehen wir ein Fazit.

Binationale Beziehungen als Konstruktion rassistischen Wissens im Kontext der deutschen Kolonialgeschichte

In Bezug auf Liebesbeziehungen etablierte sich rassistisches Wissen besonders im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Deutschland.⁷ Die zunehmende Zahl „junger Männer aus den neuen Afrikakolonien“ (Aitken & Rosenhaft 2013: 2) und der Status ihrer Kinder veranlassten Gesellschaft und Politik im Kaiserreich dazu, Kriterien zu etablieren, nach denen ihre Differenz folglich als *racial politics* und Beziehungen über rassifizierte Grenzen hinweg als illegitim bestimmt wurden (Grosse 2002: 200). Unter Berufung auf Verlautbarungen von Humangenetikern und Eugenikern wie Eugen Fischer etablierte sich ein wissenschaftlicher Diskurs über R*⁸ als biologisch unveränderbare Kategorie menschlicher Differenz und „R*mischung“ als Gefahr

7 Auch vorher gab es bereits eine Schwarze Präsenz in deutsch-sprachigen und europäischen Räumen. Quellen dokumentieren, dass Eheschließungen und gemeinsame Kinder mit *weißen* Männern und Frauen nicht prinzipiell als illegitim angesehen wurden, ihre Legitimität jedoch stark von religiösem und sozialem Status abhängig war (s. z.B. Kuhlmann 2013).

8 In der deutschen Sprache existiert eine Kontroverse um die Verwendung des Begriffs „Rasse“ (s. Cremer 2008; Kaneza 2020). In seiner ausgeschriebenen Version repräsentiert und reproduziert das Wort rassistisches Wissen, welches nicht eine sozialkonstruierte Kategorie bezeichnen soll (wie der englische Begriff *race*), sondern eine statische, biologische

für die „Reinheit“ der *weißen* R* und ihre hegemoniale Machtposition (Campt 2003; Todd 2020). Schwarze deutsche Staatsbürger*innen galten als unvorstellbar und gefährlich. Besonders einschlägig waren in dieser Hinsicht die Reichstagsdebatten von 1912 zum Verbot sogenannter „Mischehen“ in den deutschen Kolonialgebieten. Die darin etablierten rassistischen Diskurse verhärteten sich 1920 während der Besetzung des Rheinlands durch Truppen aus den afrikanischen Kolonien Frankreichs. In einer polarisierenden Kampagne bedienten sich Politiker*innen der kolonialen Diskurse von 1912 (Campt 2003). 385 der 600 bis 800 Kinder Schwarzer Truppen mit *weißen* Frauen sollten später einer geheimen Sterilisierungskampagne der Nationalsozialisten, die zum Ziel hatte, die Existenz Schwarzer Deutscher zu verhindern, zum Opfer fallen (Pommerin 1979).

In beiden Teilen Deutschlands propagierten die Nachkriegseliten eine erfolgreiche Überwindung nationalsozialistischen Gedankenguts. Dabei überschrieben die Gräueltaten des *Dritten Reichs* oftmals die langen kolonialen Wurzeln rassistischer Kategorisierungen und Hierarchisierungen im gesellschaftlichen Diskurs beider Staaten. Die Bundesrepublik Deutschland (BRD) verfolgte zwar eine Bildungsreform und der Begriff R* wurde weitestgehend zum gesellschaftlichen Tabu, er wurde jedoch nie produktiv dekonstruiert (Arndt & Ofuatey-Alazard 2011: 304-306). Noch weniger wurde das darunterliegende rassistische Wissen in Bezug auf binationale Beziehungen über rassifizierte Grenzen hinweg dekonstruiert. Dies wird besonders deutlich im Hinblick auf die Abtreibungs- und Adoptionskampagnen in Bezug auf ca. 5.000 „farbige Mischlinge“ (Chin u.a. 2009: 31), Kinder afroamerikanischer Besatzungstruppen (Lemke Muniz de Faria 2003; Fehrenbach 2005). Der Begriff „Mischling“ überdauerte die Nachkriegszeit und bündelte rassifizierte Kategorisierungen auch nach 1945 (Chin u.a. 2009: 32). Er designierte weiterhin Beziehungen zwischen Menschen, die angeblichen, pseudo-biologisch begründeten R* angehörten, besonders zwischen Schwarzen „Ausländern“ und *weißen* Deutschen. Die Existenz und Normalität Schwarzer deutscher Kinder war in der BRD weiterhin „undenkbar“ (El-Tayeb 1999: 167) und sollte vermieden werden.

Die DDR beanspruchte ebenfalls die erfolgreiche Überwindung des Imperialismus und Nationalsozialismus für sich. Die regierende *Sozialistische Einheitspartei Deutschlands* (SED) definierte dabei die Termini der Differenzierung im Sinne der Doktrin des Anti-Faschismus, des Anti-Imperialismus, und des Anti-Rassismus neu. In ihrem Zentrum stand die Vorstellung einer Solidarität zwischen den freien Völkern der Welt, die durch

Kategorie (Arndt & Ofuatey-Alazard 2011: 660). Aus diesem Grund entschieden wir uns stattdessen *race* und „R*“ zu verwenden.

sozialistische Ideale miteinander verbunden waren (Slobodian 2015: 30). Dabei reproduzierte die SED jedoch auch eine essentialistische Darstellung kultureller und ethnischer Differenz, die an als zeitlos imaginierte fremde „Völker“ und deren „Kulturen“ gebunden war und designierte *race* zu einer statischen, ethno-kulturellen Kategorie (ebd.). Somit gelang es der SED zwar, rassifizierte Hierarchisierungen zu tabuisieren, nicht aber rassifizierte Kategorien gänzlich zu überwinden, geschweige denn, sie in allen Bereichen der Gesellschaft zu dekonstruieren. Wo die SED Rassismus identifizierte, wurde er als „falsche[s] Bewusstsein“ (Zatlin 2007: 717) behandelt. Diese Auffassung „entzog jeglichem theoretischen Verständnis den Boden, das Parteifunktionäre [in ihrem Umgang mit Rassismus] hätte leiten können“ (ebd.). Rassistische Vorfälle wurden stattdessen als Einzelvergehen bewertet und meist als „asoziales Verhalten“ oder „Rowdytum“ gehandhabt (Pugach 2019a: 109). Im „öffentlichen“ Raum, also am Arbeitsplatz, auf Straßen und in öffentlichen Verkehrsmitteln, wurde dieses „falsche Bewusstsein“ streng sanktioniert, und es wurden starke Anreize für eine vorbildliche Umsetzung von Solidarität und Völkerfreundschaft geboten (Scherzer 2002: 20). Die offizielle Linie stand allerdings im Kontrast zu den privaten Meinungen vieler DDR-Bürger*innen. Der Vertragsarbeiter David Macau aus Mosambik erinnert sich: „Im Betrieb hatten wir guten Kontakt mit den Kollegen ... Aber wenn wir die Kollegen in der Stadt trafen, haben die uns nicht mehr begrüßt, sondern weggeguckt“ (Engelhardt & Farah 1993: 58). Im privaten Bereich konnten rassistische Kategorien weiter existieren (vgl. Scherzer 2002: 15f). Sie führten im besten Fall zu unreflektierten Stereotypen und Vorurteilen und im schlimmsten Fall zu rassifizierter, gruppenbezogener Feindseligkeit, die den Boden für Hass und Gewalt bereitete. In jedem Fall ermöglichten sie weiterhin die Anwendung rassistischen Wissens aus imperialen Zeiten in Bezug auf die Liebesbeziehungen der Vertragsarbeiter*innen und die daraus entstandenen Kinder.

Binationale Beziehungen aus Perspektive von DDR-Staat und Gesellschaft

Binationale Beziehungen entstanden in der DDR häufig infolge von Ausbildungs- und Austauschprogrammen mit verschiedenen sozialistischen Ländern. Die Programme zielten auf zirkuläre Migration ab und realisierten sowohl außenpolitische als auch ökonomische Interessen der beteiligten Staaten (Kuck 2003). Die ersten afrikanischen Studierenden kamen 1951 aus Nigeria in die DDR (Pugach 2019b). Tausende ausländische Studierende folgten zwischen 1960 und 1990 (Burton 2018: 20; Mac Con Uladh 2005;

Schenck 2019). Schulkinder aus Mosambik und Namibia wurden ebenso in der DDR ausgebildet wie Gewerkschafter*innen (Schenck 2020; Harisch 2018). Außerdem schloss die DDR bilaterale Arbeits- und Ausbildungsverträge mit gleich mehreren sozialistischen Ländern, um „ausländische Werk tätige“ ins Land zu holen (Kuck 2003: 727).⁹ Vertragsarbeitskräfte wurden für vier bis sieben Jahre in unterschiedlichen Betrieben in der Produktion eingesetzt und konnten sich nebenher zu Facharbeiter*innen weiterqualifizieren. Nach ihrer Rückkehr sollten sie die heimische Wirtschaft unterstützen. Der Anteil der Migrant*innen in der DDR betrug selbst zu seinem Höhepunkt im Jahr 1989 nur ca. ein Prozent der Gesamtbevölkerung (Gruner-Domic 1996: 229). Aus Mosambik allein reisten schätzungsweise 17.000¹⁰ Vertragsarbeiter*innen unter den bilateralen Verträgen in die DDR.

Trotz der vergleichsweise geringen Anzahl stellten gerade die Arbeiter*innen aus Mosambik und Angola das anti-rassistische Selbstverständnis der DDR auf die Probe. Vor dem Hintergrund kolonialen rassistischen Wissens und der Tabuisierung von Beziehungen zwischen Schwarzen Männern und *weißen* Frauen stellten sie eine besonders vulnerable Projektionsfläche für Anti-Schwarzen Rassismus dar.¹¹ Der SED-Staat war zwar daran interessiert, dass sich mosambikanische und angolansische Vertragsarbeitskräfte als „vertraute Fremde“ in die DDR-Gesellschaft integrierten, jedoch nur so weit, dass es dem Zweck der wirtschaftlichen Leistung und politischen Bildung diene und vor allem temporär blieb. Zu diesem Zweck waren private Kontakte zu DDR-Bürger*innen unerwünscht: „Die seitens der Partei- und Staatsführung der DDR verordnete Solidarität und Völkerfreundschaft ... war auf die staatlich verordneten Bewegungsmöglichkeiten beschränkt“ (Buchhorn, zit. in Sextro 1996: 40). Eheschließungen mussten sowohl vom Entsendestaat als auch vom Empfängerstaat genehmigt werden (Kuck 2003: 278). Die Genehmigung einer Eheschließung konnte lange dauern und entband Vertragsarbeiter*innen nicht davon, die DDR zu verlassen, falls ihr Vertrag währenddessen auslief (Sextro 1996: 41). Praktisch waren Heiraten zwischen Vertragsarbeiter*innen und DDR-Bürger*innen

9 Polen (1963 und 1971), Ungarn (1967), Vietnam (1973 und 1980), Algerien (1974), Kuba (1975), Mosambik (1979), die Mongolei (1982), Angola (1985), China (1986) und Nordkorea (1986).

10 Nach DDR-Zählungen wurden insgesamt 21.600 Verträge unterzeichnet (Döring 1999: 143), das mosambikanische Arbeitsministerium schätzt jedoch, dass darunter nur 17.000 Individuen (teils mehrmals auf jeweils neuen Verträgen) in die DDR reisten (Armando Mapasse, *Chefe do Departamento de Estatística* 2014).

11 Mosambikanische und angolansische Vertragsarbeiter*innen kämpften (und kämpften) wie auch Schwarze Student*innen und Arbeiter*innen und Reisende vor ihnen stetig gegen Rassismus in der DDR und in Ostdeutschland an (s. zum Beispiel Pugach, 2019a; Alberto 2014).

politisch unerwünscht und wurden demnach selten genehmigt. Wo sie dennoch stattfanden, konnten verheiratete Paare streng überwacht und durch Berufsverbote und Ausgrenzungen sanktioniert werden.

Die restriktiven staatlichen Maßnahmen standen im Kontrast zu den Interessen und Bedürfnissen der jungen internationalen Arbeiter*innen und auch zur Atmosphäre relativer sexueller Freiheit in der DDR, nach der junge Männer und Frauen autonom ihre romantischen Partner*innen wählten (McLellan 2011; Herzog 2007: 215). Trotz der Bemühungen der Sende- und Empfängerstaaten, die Kontakte ihrer Bürger*innen zu kontrollieren, entstanden intime Beziehungen freundschaftlicher, familiärer, romantischer oder sexueller Art. Die Umsetzung der Staatsinteressen lag in der Praxis bei Betriebsleiter*innen, Wohnheimpersonal und Gruppenleiter*innen (Schüle 2003: 318; Sextro 1996: 38). Auch wenn es Vertragsarbeiter*innen z.B. prinzipiell untersagt war, Besuch über Nacht zu haben, sah die gelebte Praxis in einigen Wohnheimen anders aus und es wurde auch teilweise toleriert, dass Arbeiter¹² inoffiziell mit ihren Partnerinnen zusammen lebten (Schenk 2017: Kapitel 3). Augusto aus Angola beschrieb beispielsweise, wie unterschiedlich Wohnheimleitungen in der gelebten Praxis intimen Beziehungen begegneten:

„In manchen Wohnheimen durften wir keine Freundinnen mitbringen. Meine Freundin musste sich immer unbemerkt hineinschleichen ... Das war nicht in allen Wohnheimen so. In Dessau, zum Beispiel, konnte ich meine Freundin ohne Probleme mit reinnehmen. In anderen Wohnheimen schickten sie die Frauen entweder weg oder manchmal riefen sie sogar die Polizei, um sie vom Wohnheim wegzubringen.“ (Augusto 2015)

Dabei vereinten DDR-Bürger*innen teils widersprüchliche Haltungen in sich, wie in einem Interview von 1982 mit Ewald Seiler, dem Direktor für Kader und Ausbildung im VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk, der Vertragsarbeiter*innen aus Mosambik ausbildete, deutlich wird (Scherzer 2002: 43). Während der Tonbandaufnahme beteuert der Leiter: „Es ist ... unverständlich, wenn einzelne Werk tätige diese Erscheinung [meint Liebesbeziehungen] mit schmutzigen Worten wiedergeben“, und bei abgeschaltetem Tonbandgerät: „Also, wenn seine Tochter mit einem Schwarzen ankäme, er würde sie rausschmeißen.“ (ebd.) Er sei streng dagegen, dass die Frauen etwas Ernsthaftes mit den mosambikanischen Freunden anfangen. Die anti-faschistische, anti-imperialistische und anti-rassistische Staatsdoktrin erzeugte eine Atmosphäre, in der es bei den einzelnen DDR-Bürger*innen

12 Über Arbeiterinnen gibt es bis dato keine solche Informationen.

lag, Staatsverträge, Völkersolidarität und überliefertes rassistisches Wissen in Einklang zu bringen.

Die Kapazität des DDR-Staats, rassistische Vorfälle zu verfolgen, nahm selbst innerhalb des öffentlichen Raums bereits vor 1990 ab. Besonders die Disko tritt als Ort hervor, an dem fehlende Überwachung auf Hormone, Alkohol und tief verankertes rassistisches Wissen stieß. Mosambikanische und angolische Männer strahlten hier Attraktivität auf DDR-Frauen aus: „Die Leute dachten, ich wäre Michael Jackson. Besonders die Mädels fanden das toll. Ich hab’ viele in der Disko kennengelernt.“ (Ançelmo 2011) Die Attraktivität Schwarzer Männer auf *weiße* DDR-Frauen lässt sich durch eine Mischung aus internalisiertem rassistischem Wissen (die Vorstellung, Schwarze Männer seien rhythmische Tänzer und „exotisch“) und Emanzipation vom (*weißen*) Patriarchat interpretieren (vgl. Schüle 2003: 314). Weitere Interpretationsmöglichkeiten bieten auch der Staatsdiskurs zu Jugend und Völkerfreundschaft, nach dem junge Menschen sich als Teil einer internationalen Jugendkultur wahrnahmen (White 2018: 589), und nicht zuletzt auch interpersonelle Sympathien und Gefühle. Welche Bedeutung Beziehungen zu Schwarzen Männern für *weiße* Frauen in der DDR tatsächlich hatten, ist bislang wenig erforscht (Müggenburg 1996: 18; van der Heyden u.a. 2014: 52). Liebesbeziehungen dieser Art provozierten jedoch regelmäßig die Eifersucht *weißer* DDR-Männer, die mitunter in physische Gewalt umschlug und in einigen Fällen sogar tödlich endete (Müller 2010: 86-88; Antirassistische Initiative Berlin 1993).

In der DDR fielen überlieferte imperiale Konstruktionen von Liebe über rassifizierte Grenzen hinweg mit selbstproklamiertem Anti-Faschismus, Anti-Imperialismus und Anti-Rassismus und den politischen und ökonomischen Interessen der beteiligten Staaten zusammen. Die Umsetzung des strengen Regelwerks der Migrationspolitik und der Staatsdoktrin lag allerdings oft im Ermessen individueller DDR-Bürger*innen in Betrieb und Wohnheim. Für mosambikanische und angolische Vertragsarbeiter*innen entstanden so unterschiedlich große Handlungsspielräume im öffentlichen wie im privaten Bereich.

Binationale Beziehungen aus Perspektive mosambikanischer und angolischer Vertragsarbeiter*innen

Welche Rolle spielte rassistisches Wissen in der Wahrnehmung von Beziehungen zu *weißen* DDR-Bürger*innen für die mosambikanischen und angolischen Vertragsarbeiter*innen selbst? Die Konfrontation mit rassistischem Wissen und das Bewusstsein darum schränkte die Handlungsspielräume

der Vertragsarbeiter*innen zwar ein, bestimmte jedoch nie gänzlich ihre Erfahrungen. Im Folgenden greifen wir auf *oral-history*-Interviews mit mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen zurück, die Beziehungen mit *weißen* DDR-Frauen eingingen. Dabei zeigen wir auf, dass vor allem männliche Migranten ihre „Anziehungskraft“ auf DDR-Frauen nutzten, um kulturelles und soziales Kapital in der DDR-Gesellschaft zu erlangen. Sie lebten dabei eigene Vorstellungen teils stereotyper Männlichkeit aus und reproduzierten ihrerseits Idealvorstellungen afrikanischer und deutscher Weiblichkeiten.

Besonders männliche Vertragsarbeiter eigneten sich rassifizierte Stereotypisierungen auch an, um ihre Integration in die DDR-Gesellschaft, voranzutreiben, welche ihnen in der sozialistischen Rhetorik von Solidarität und Brüderlichkeit zwar versprochen wurde, in der Praxis jedoch verwehrt blieb. Die Erinnerungen der Vertragsarbeiter*innen bezeugen, dass intime Beziehungen oft als Möglichkeiten für einen intensiven interkulturellen Austausch gesehen wurden (Schenk 2017: Kapitel 3). Vor allem in den Geschichten männlicher Vertragsarbeiter taucht „die DDR-Frau“ als Zugang zu sonst unzugänglichem sozialem und kulturellem Kapital auf:

„Ich habe mich in Deutschland mit Hilfe meiner Freundin durchgeschlagen. ... Sie war die Tochter des Vorarbeiters. Sie war nur kurz da, als wir ankamen. Ich konnte noch kein Deutsch und habe einen Kollegen aus Eberswalde gebeten, ihr einen Zettel für mich zu schreiben, dass ich sie gerne kennenlernen möchte. ... Nach der Schule ging ich immer in das Möbelhaus, in dem sie arbeitete, um sie zu fragen, ob sie mir bei den Hausaufgaben helfen könnte, was sie auch tat und so wuchs unsere Freundschaft. ... Sie erklärte mir den Unterrichtsstoff, den wir gelernt hatten, auch wenn ich ihn schon verstanden hatte. Mein Ziel war ein anderes... Was mich interessierte, war eine Partnerin zu haben, die mir helfen konnte, mich so schnell wie möglich zu integrieren und mehr zu verstehen.“ (Ilídio 2015)

Für Ilídio wurde seine Freundin zum kulturellen Kompass. Die überwiegende Mehrheit der Arbeiter aus Mosambik und Angola unterhielt intime Beziehungen zu DDR-Frauen aus unterschiedlichen Familienverhältnissen, Altersgruppen und Bildungsniveaus (Paulo 2014; Bernardo 2015; David, Inocêncio, Isaías, Rosa 2011). Viele Vertragsarbeiter lernten von ihren Partnerinnen etwas über das Leben in der DDR: „Sie war meine beste Lehrerin“, erinnert sich Augusto (2015). Vertragsarbeitern, die nach dem Fall der Mauer im wiedervereinigten Deutschland blieben, war dies oft nur mit der Unterstützung ihrer ostdeutschen Partnerinnen und Großfamilien möglich. Ostdeutsche Freundinnen und Familien halfen dabei, die Anforderungen des Bleiberechts zu erfüllen, zu denen Wohnsitz und Arbeitsstelle gehörten.

*Weiß*e Familienstrukturen waren von Vorteil, um Zugang zu lokalem formellem wie informellem Wissen zu erlangen und die rechtsradikale Gewalt der 1990er Jahre zu überleben.

Gleichzeitig integrierten die Vertragsarbeiter die Bedeutungen ihrer Beziehungen zu DDR-Frauen ihrerseits in alters- und geschlechtsspezifische Wissenshorizonte. Dabei griffen die jungen Männer (häufig zwischen 18 und 25 Jahre alt) auf tradierte Vorstellungen von Männlichkeit, Jugend und Erwachsensein zurück. So erinnert sich Juma: „Ich kam als muslimischer Junge nach Deutschland und habe weder getrunken noch geraucht noch mit Frauen geschlafen. Ich kam als Mann zurück.“ (Juma 2014) Für viele Interviewpartner waren Unabhängigkeit, Alkoholkonsum und Beziehungen zu Frauen unbestritten Teil ihres „Übergangsritus Übersee“ (Dorsch 2008). Sie nutzten ihre Anziehungskraft und die Atmosphäre sexueller Freiheit und sozialistischer Verbundenheit, um ihren Horizont zu erweitern:

„Ich hatte drei offizielle deutsche Freundinnen. ... Ich verbrachte auch einige Zeit mit einer Polin, einer Kubanerin und einer Angolanerin. Die Polin hat mich sogar für eine Nacht nach Polen mitgenommen.“ (Alfredo 2014)

Die Perspektive weiblicher Vertragsarbeiterinnen auf Beziehungen zu DDR-Männern¹³ wich in den Interviews maßgeblich von der männlichen Perspektive ab. Während mosambikanische und angolanische Männer ihre Sexualität mit DDR-Frauen frei ausleben wollten, überwachten sie in vielen Fällen ihrerseits mosambikanische und angolanische Frauen, die Beziehungen mit „anderen“ Männern eingingen. Ein Vertragsarbeiter aus Angola erinnerte sich folgendermaßen:

„Auch unter uns Afrikanern hatten wir Probleme mit Rassismus. Zum Beispiel hatten die Mosambikaner ernsthafte Eifersuchtsprobleme, wenn sie mitbekommen haben, dass eine mosambikanische Frau mit einem angolanischen Mann ausging. Ich hatte auch schon solche Probleme.“ (Augusto 2015)

Während es fraglich ist, ob das, was Augusto hier als „Rassismus“ bezeichnet, tatsächlich auf rassifizierten Kategorien basiert, so weist seine Wortwahl auf gruppenbezogene Feindseligkeit gegenüber vermeintlich „Anderen“ hin. Die Verteidigung „ihrer“ Frauen wurde von Männern oftmals als eine Frage der männlichen Ehre beschrieben. Folglich definierten viele Männer ihre Männlichkeit über die Reinheit „ihrer“ Frauen (Ilfiffe 2005: 263, 270). Die patriarchale Weltansicht, in der Männer über die Beziehungen „ihrer“ Frauen wachten, war einigen Männern aus der DDR, aus Angola und aus Mosambik gemeinsam.

13 Heteronormativität bezieht sich an dieser Stelle auf die empirische Grundlage und nicht auf eine generelle Annahme. Zweifelsohne gab es auch homosexuelle Liebesbeziehungen.

Tatsächlich war dies einer der Gründe, warum mosambikanische und angolische Frauen nur selten Beziehungen mit DDR-Bürger*innen, sondern vorrangig mit Männern aus ihren Herkunftsländern eingingen. Ein weiterer Faktor war, dass sich ihre Alltagsgestaltung von der der Männer unterschied. Luzia, die mit 18 Jahren aus Angola in die DDR kam und dort in einer weiblichen Brigade in der Baumwollspinnerei Gera arbeitete, berichtet:

„Ich bin nie in eine Disko gegangen. Ich glaube, Angst spielte eine große Rolle. Die meisten Frauen gingen nur zum Arbeiten aus dem Haus, und wenn es dort kein Nachmittagsprogramm gab, gingen sie einfach nach Hause.“ (Luzia 2015)

In Teilen Angolas und Mosambiks wurden Alkohol, Zigaretten und außer-ehelicher Sex darüber hinaus in Verbindung mit amoralischem Verhalten und Prostitution gebracht, besonders für junge, unverheiratete Frauen. Der Ausdruck weiblicher Sexualität war für angolische und mosambikanische Frauen jedoch nicht nur aus kulturellen Gründen problematisch, sondern auch wegen der restriktiven Familienplanungspolitik während ihrer Arbeitsmigration, die sowohl Sende- als auch Empfangsland mitbestimmten: In der Regel hatten Vertragsarbeiterinnen keinen oder erschwerten Zugang zu Verhütungsmitteln und mussten im Falle einer Schwangerschaft in ihre Heimatländer zurückkehren (Kuck 2003: 275). Diese Praxis verwehrte den meisten mosambikanischen Arbeiterinnen das Recht auf reproduktive Selbstbestimmung und schränkte ihren Handlungsspielraum in Bezug auf Liebesbeziehungen stark ein.

Trotzdem gab es auch Frauen, die die kulturellen, strukturellen und männlichen Identitätszuschreibungen herausforderten und selbst Beziehungen mit Männern aus der DDR eingingen. Lina z.B. kam kurz vor der Wiedervereinigung 1990 bereits zum zweiten Mal in die DDR, diesmal nach Berlin. Sie war bereits vor Antritt ihres ersten Vertrages Mutter geworden und hatte in der Zwischenzeit noch ein weiteres Kind bekommen. Beide Kinder wuchsen bei der Großmutter in Mosambik auf. An die Disko und ihre Berliner Tanzpartner erinnerte sie sich positiv:

„Es war toll in der Leipziger Straße. Da ging jeder hin, auch allein. ... Als Frau hatte ich nie Probleme, reinzukommen. Ich habe auch viele Berliner beim Tanzen kennengelernt. Wir hatten eine Menge Spaß. Nach Hause habe ich nie jemanden mitgenommen, weil meine mosambikanischen Freundinnen da waren. Aber Freunde hatte ich schon. Trotzdem gab es nur wenige Mosambikanerinnen, die wirklich feste Beziehungen zu deutschen Männern hatten. Wir wussten alle, dass wir nicht für immer bleiben wollten.“ (Lina, zit. in Engelhardt 1993: 48)

Linus Erzählung suggeriert, dass einige Frauen auch trotz vielzähliger Einschränkungen (durch patriarchale Beziehungen zu mosambikanischen Männern, restriktive Familienpolitik und Vorstellungen weiblicher Moralität) Beziehungen zu Männern aus der DDR unterhielten und sie, ähnlich wie für die mosambikanischen und angolanischen Männer, Teil ihrer Erfahrungen vom Leben in der DDR waren.

Die Perspektiven der mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen verkomplizieren gängige Narrative zu Rassismus in der DDR. Trotz der anti-faschistischen, anti-imperialistischen und anti-rassistischen Staatsdoktrin konstruierten rassistische und koloniale Wissensbestände, zusammen mit den politischen Interessen der beteiligten Staaten, Beziehungen zwischen Schwarzen Vertragsarbeiter*innen und *weißen* DDR-Bürger*innen weiterhin als illegitim. Während sie einerseits die Liebespraktiken der Vertragsarbeiter*innen einschränkten, nutzten die Vertragsarbeiter*innen andererseits auch Facetten rassistischen Wissens („Attraktivität“ oder stereotype Vorstellungen zu Tanz), um Möglichkeiten der sozialen Integration wahrzunehmen, die ihnen anderweitig verwehrt blieb, oder ihrerseits Vorstellungen mosambikanischer und angolanischer Männlichkeit und Weiblichkeit auszuleben. Dabei überlappten sich besonders alters- und geschlechtsspezifische Wissensbestände, nach denen z.B. Beziehungen zu Frauen für manche jungen Männer einen Übergangsritus ins Erwachsensein darstellten, und formten neue, unerwartete Intersektionen¹⁴, die das Verhältnis der Vertragsarbeiter*innen untereinander und zu DDR-Bürger*innen bestimmten. Dies änderte sich 1990 drastisch. Offener Rassismus und rassistisch motivierte Gewalt dominierten vermehrt den Alltag der mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen, die noch nicht von ihren Betrieben entlassen und ausgewiesen worden waren. Dies trug u.a. seinen Teil dazu bei, dass die politische Wende für die überwiegende Mehrheit der Vertragsarbeiter*innen zur Rückkehr in ihre jeweiligen Herkunftsstaaten führte (Schenck 2017: 156). Im Ganzen verblieben am 31.12.1990 nur noch 38.000 ausländische Arbeitnehmer*innen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR (Marburger 1993: 31). 2006 lebten noch etwa 20.000 ehemalige Vertragsarbeiter*innen in Deutschland. Bei ihrer teils überraschenden, unangekündigten Rückkehr hinterließen einige nicht nur Partner*innen, sondern auch ihre gemeinsamen Kinder.¹⁵ Im Folgenden

14 Der Begriff Intersektionalität wurde vor allem durch die Forschung von Kimberle Crenshaw geprägt, s. Crenshaw 1991.

15 Almuth Riedel (1992: 90) berichtet, dass 80 % der befragten algerischen Arbeiter deutsche Freundinnen und 40 % Kinder hatten. Die hier verwendeten Interviewdaten deuten darauf hin, dass es sich bei angolanischen und mosambikanischen Vertragsarbeiter*innen um ähnliche Zahlen handelt.

betrachten wir die Perspektiven von 12 erwachsenen Kindern, deren Väter als Vertragsarbeiter aus Mosambik in der DDR lebten und im Zuge der Wiedervereinigung das Land verließen.

Wirkungsweisen und Widerstand unter den deutschen Kindern mosambikanischer Vertragsarbeiter

Wie wirkten und wirken sich rassistische Konstruktionen von Liebe auf die Kinder der Vertragsarbeiter*innen aus, die in Deutschland aufwuchsen? Welche Handlungs- und Verhandlungsspielräume existieren für sie? Für Eltern, die um 1990 Kinder bekamen, war die „friedliche Revolution“ ein besonders gewaltsamer Bruch (Schenck 2017: Kapitel 5). In vielen Fällen, wie bei fast allen der hier interviewten Kinder, kam die Rückkehr der Väter in ihr Heimatland überraschend.¹⁶ Auch in den Fällen, in denen die Eltern in festen Beziehungen lebten, war eine Familienzusammenführung in Mosambik oder auch in Deutschland schwierig. Ostdeutsche Freundinnen fürchteten angesichts immer wieder eskalierender rassistischer Gewalt um ihre mosambikanischen Partner (Schenck 2017: Kapitel 5). Auseinandergerissenen Paaren wurden jedoch auch Steine durch ihre engsten Familienangehörigen in den Weg gelegt: eifersüchtige Partner*innen, Eltern oder Geschwister, die Fotos und Kontaktdaten der Liebenden vernichteten, oder Hochzeiten verhinderten (Sylvia 2021; Paolo 2014). Für viele Vertragsarbeiter brach der Kontakt zwischen Deutschland und Mosambik unfreiwillig ab, wie der Brief eines Vaters suggeriert:

„GRÜß AN DIE DDR UND MEIN[EN] VERLOHRENE N SOHN,
... WEISST DU DDR, DU HAST MEIN KIND VERSTECKT, MEIN BLUT,
MEINE SONNE! ... KLEINES FRIEDLAND, WO DU HEIKO GEBOHREN
BIST, SAGE MIR DU FRIEDENSLAND WO VERSTECKST DU MEINE
SONNE. HÖRST DU MICH ENDLICH?! ALLES WAS ICH VON DIR
HATTE, DIE FOTOS, DEIN GEBURTSDATUM HABE ICH DURCH DAS
HOCHWASSER (IM JAHR 2000) VERLOHREN. ALLES WAS ICH WEIß
IST DAS DEINE MAMA MARINA IST UND DU 1984 IN FRIEDLAND
GEBOHREN BIST. MEIN SOHN – ICH MÖCHTE DICH GERNE EINES
TAGES KENNEN LERNEN.“ (Tamele 2014)

Nur wenigen Paaren gelang es mithilfe von Anwälten und finanzieller und organisatorischer Unterstützung ostdeutscher Familien, einen legalen

¹⁶ Im Falle der Interviewteilnehmer*innen und vermutlich der Mehrheit aller in Ostdeutschland geborenen Kinder handelte es sich ausnahmslos um Familienkonstellationen mit einem Vater, der als Vertragsarbeiter aus Mosambik in die DDR gekommen war. Im Folgenden ist daher von Mosambikanern die Rede.

Aufenthaltsstatus mit längerer Perspektive im wiedervereinigten Deutschland zu erwirken. Für die Mehrheit der bereits geborenen Kinder bedeutete die Wende den Verlust ihres Vaters und ein Aufwachsen als *mixed-race*-Kind in der *weißen*, ostdeutschen Umbruchsgesellschaft.

In den Augen der ostdeutschen Umbruchsgesellschaft verkörperten diese Kinder die Politik der SED und die transgressiven Praktiken ihrer Eltern. Sie wurden daher häufig als „Fremdkörper“ wahrgenommen. Christoph, der in einer Pflegefamilie in Thüringen aufwuchs, formuliert diese geteilte Erfahrung wie folgt:

„Ich bin im Dorf aufgewachsen, da war der Rassismus nicht ganz so präsent, ich war das kleine süße braune Kind, so, aber dann natürlich in der Schulzeit, da ging es dann richtig los: ‚Warum bist du braun, warum sind deine Eltern weiß, was stimmt mit dir nicht, du bist doch nicht deutsch‘ ... und natürlich auch böse Sprüche, die muss ich jetzt nicht nennen.“ (Christoph 2021)

In Bezug auf Afrodeutsche – die Selbstbeschreibung einer westdeutschen Bewegung aus den 1980er Jahren – beschreibt Michelle Wright (2003) diese Subjektivität als „ein* Andere* von Außerhalb“ folgendermaßen:

„Afrodeutsche, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, werden immer wieder als Afrikaner*innen missverstanden, selbst nachdem in ausführlichen Gesprächen ein deutscher Geburtsort, Eltern und Bildung festgestellt wurden ... *weiße* Deutsche widersetzen sich oder sind unfähig, sich jemanden vorzustellen, der sowohl Schwarz als auch deutsch ist.“ (Wright 2003: 297)

Wrights Beobachtungen zielen zwar auf den westdeutschen Kontext ab, sind aber dennoch auch für die Kinder mosambikanischer Vertragsarbeiter resonant. Wie aus Christophs Erinnerung hervorgeht, konstruierten ihn *weiße* Mitschüler*innen als „nicht-deutsch“. Für Christoph fühlte sich dies besonders entfremdend an, denn: „Ich fühl mich komplett deutsch, ich hab’ mit Afrika keine Verbindung, also im Herzen, auch weil ich mit meinem Vater ja keinen Kontakt habe, ich hab einfach keinen Bezug.“ (Christoph 2021) Er beschreibt damit eine Erfahrung, die die hier interviewten Kinder mosambikanischer Vertragsarbeiter teilen, die ohne ihre Väter aufwuchsen.

Fremdkonstruktionen als „ein* Andere* von Außerhalb“ lassen nicht nur die Unvorstellbarkeit Schwarzer deutscher Existenzen aus imperialen Zeiten wieder anklingen, sondern formten auch maßgeblich die Alltagserfahrungen der Kinder mosambikanischer Vertragsarbeiter. Für einige manifestierten sie sich in Androhungen und tatsächlicher physischer Gewalt (Philipp 2021; Emilio 2021). So wurden beispielsweise der Schulweg für viele Kinder zum Spießrutenlauf, das Spielen auf der Straße und der Aufenthalt im öffentlichen Raum im Allgemeinen zur Gefahr. Als Opfer psychischer und physischer

Gewalt fühlten sie sich in ihren *weißen* Familien häufig allein. Vor der eigenen *weißen* Mutter verschwiegen viele ihre Erfahrungen aus Angst, dass diese sie nicht würde nachvollziehen können oder mit Hilflosigkeit oder Geringschätzung reagieren könnte (Emilio 2021; Philipp 2021; Sylvia 2021; Manuel 2021). Wie Emilio erzählten alle Interviewten von Kindheitserinnerungen, in denen sie ihre Angst und Verletzung versteckten: „Ich war in der Zeit viel traurig, habe viel heimlich geweint. Als Kind realisiert man das nicht, da ist nur Wut.“ (Emilio 2021) Anders als sein einziger Schulfreund, dessen Vater ebenfalls Mosambikaner war, reagierte Emilio jedoch nie mit Aggression. Stattdessen entdeckte er auf dem Dachboden den Marihuana-Garten seiner älteren *weißen* Stiefbrüder: „Da habe ich mich wohl gefühlt, da wusste ich, das tut mir nichts.“ (ebd.) Wie Emilio flüchteten sich viele Kinder bereits früh in Isolation, Aggression oder Betäubungsmittel (Emilio 2021; Christoph 2021; Manuel 2021; Philipp 2021). Die Erfahrungen der Einsamkeit, des Alltagsrassismus und der Konstruktion als „ein* Andere* von Außerhalb“ erinnern in vielen Punkten an die autobiografischen Texte, Filme und Medien, in denen Schwarze Kinder ihr Heranwachsen in der *weißen* Mehrheitsgesellschaft in anderen Teilen Deutschlands und zu anderen Zeiten thematisieren (s. z.B. Piesche 2002; Johnson-Spain 2019; Thomae 2019). Ähnlich wie diese sehen die hier interviewten Kinder mosambikanischer Vertragsarbeiter einen Weg des Widerstands gegen die rassistischen Konstruktionen ihrer Person in der Suche nach dem mosambikanischen Elternteil, oder, wie Manuel (2021) es ausdrückte, den „eigenen Wurzeln“.

Als Manuel in der Berufsschule „psychische Folter“ (ebd.) durch rassistische Mitstudierende erlebte, formulierte er dies so:

„Ich konnte dem Rassismus nichts entgegensetzen. Da kam dann die Frage auf, woher die Hautfarbe kommt und wer dafür sozusagen verantwortlich ist ... Dann habe ich nochmal meinen Onkel kontaktiert und da hat's geklickt: „Ja klar, ich bin Mosambikaner!““ (ebd.)

Manuel fand Widerstand gegen rassistische Zuschreibungen, indem er diesen eine eigene Geschichte, Herkunft und Identität entgegensetzen konnte, die für ihn gebündelt in der Vaterfigur lagen. Wie Manuel beschrieben die interviewten Kinder ihre Suche nach dem mosambikanischen Vater als Suche nach der eigenen Geschichte. Wright beschreibt die Suche nach der eigenen Geschichte als das „sich in die Nation einschreiben“ (Wright 2003: 299) und dadurch die Erschaffung eines biografischen Gegendiskurses, mit dem Individuen den Fremdzuschreibungen als nicht-zugehörig begegnen.

Komplizierter verhielt es sich mit den Wirkungsweisen rassistischen Wissens im engeren Familienkreis. Viele Befragte berichteten von anfänglichen

Spannungen im Verhältnis zu ihren Großeltern mütterlicherseits. Sylvias Mutter wollte ihren Vater in den 1990er Jahren heiraten, doch die Großeltern verhinderten die Hochzeit, indem sie die Geburtsurkunde vorenthielten. Heute reflektiert Sylvia:

„[Die Eltern meiner Mutter] ... hatten halt schon ein Problem mit Schwarzen Menschen. Das war früher nicht gerne gesehen und das wollten die auch nicht. Meine Mutter ... wollte [meinen Vater] heiraten. Das Problem an der ganzen Sache ist, sie war 19... und meine Großeltern wollten das halt nicht und haben die Geburtsurkunde nicht rausgegeben, was natürlich eine Eheschließung in Deutschland relativ schwer macht ... Nachdem mein Vater dann drei Jahre in Deutschland war, hieß es dann: ‚zurück nach Mosambik, der Aufenthalt ist abgelaufen‘ ... Er wurde also wieder ausgewiesen ... Und sie ist dann von zu Hause abgehauen ... Da wusste sie noch nicht, dass sie mit mir schwanger war.“ (Sylvia 2021)

Wie in Philipps eingangs wiedergegebener Geschichte führten rassistische Einstellungen ostdeutscher Großeltern nicht selten dazu, dass die Beziehungen mit mosambikanischen Vertragsarbeitern erschwert oder gar zerstört wurden, oftmals zum Nachteil ihrer Enkelkinder.

Gleichzeitig forderten eben diese Enkelkinder durch ihre bloße Existenz und kritische Nachfragen auch in vielen Fällen das rassistische Wissen ihrer Großeltern heraus. Nach Sylvias Geburt suchte ihre Mutter wieder den Kontakt zu den Großeltern:

„Dann hat sie mich, wie sie mir das immer erzählt hat, in einer kleinen Liegeschale vor die Tür gestellt ...[und] gesagt: ‚Jetzt müsst ihr diesem Kind erklären, wo der Vater ist!‘ Und da haben die dann halt realisiert, dass die eigentlich totale Scheiße gebaut haben ...“ (ebd.)

Auch Emilios Großvater „war anfangs dagegen“, setzte sich jedoch später für seinen Enkelsohn ein:

„Also mein Großvater muss das nicht so toll gefunden haben, aber er hat halt seine Töchter auch geliebt, also hat er das dann akzeptiert ... Ich glaube, mein Großvater hat sich dann trotzdem gedacht: ‚Das ist mein Enkel ..., ich muss trotzdem hinter dem stehen.‘ Der hat mich mit harter Hand erzogen, anders als mein Stiefvater. Der hat mir viele Lektionen beigebracht, die ich erst jetzt als erwachsener Mann so richtig verstehe und für mich nutzen kann.“ (Emilio 2021)

Sowohl Sylvia als auch Emilio berichteten, dass ihre Großeltern in ihrer Kindheit zu wichtigen Bezugspersonen wurden. In anderen Fällen hinterfragten Kinder mosambikanischer Vertragsarbeiter bewusst die rassistischen Konstruktionen ihrer Großeltern. Naima, eine der wenigen Interviewten,

die mit beiden Elternteilen aufwuchs, erzählte, dass ihr Verhältnis zu ihren Großeltern vor allem von ihrer Seite aus schwieriger wurde, als sie begann zu verstehen, wie stark ihre Großeltern von rassistischem Gedankengut geprägt waren. Gleichzeitig, sagt sie, brachte ihre Präsenz und bewusste Herausforderungen auch beide Seiten dazu, sich gegenseitig besser zu verstehen und die eigenen Wissens- und Sozialisationsstrukturen zu reflektieren:

„[Meine Großeltern] hätten sich zum Beispiel nicht gewünscht, dass mein Vater Kinder kriegt, aber irgendwie mochten sie uns ja doch, und das Schöne ist, dass sie das mittlerweile auch durch uns selber mehr reflektieren können.“
(Naima 2021)

Anders als ihre Eltern empfanden viele der Interviewten Konstruktionen ihrer Person als „ein* Andere* von Außerhalb“ als doppelt entfremdend: Erstens identifizierten sie sich als Deutsche, zweitens haben sie häufig keinerlei Bezug zu ihren mosambikanischen Vätern oder deren afrikanischer Identität. Eine Verhandlungs- und Widerstandsstrategie gegen alltäglichen Rassismus bedeutet daher für viele der Interviewten, sich auf die schwierige und emotionale Suche nach dem mosambikanischen Elternteil zu machen. Andere leisten Widerstand gegen die rassistischen Überzeugungen in ihrem Umfeld, indem sie Menschen in ihrer Familie oder ihrem Bekanntenkreis mit deren rassistischen Vorurteilen konfrontieren.

Fazit

Rassismus in der DDR und in Ostdeutschland wurde und wird noch immer überwiegend aus einem analytischen Fokus auf seine „Ursachen“ innerhalb der Erfahrungen der *weißen* Mehrheitsgesellschaft erforscht. Weniger häufig wird Rassismus als strukturelle Verankerung betrachtet, die in Form von „rassistischem Wissen“ (Terkessidis 2004) Alltag und Handeln untermalt, aber auch von den Subjekten dieses Wissens verhandelt wird.

In diesem Artikel haben wir ein Beispiel für einen alternativen Zugang zum Thema Rassismus in Ostdeutschland angeführt. Anhand ausgewählter *oral-history*-Interviews von mosambikanischen und angolanischen Vertragsarbeiter*innen und ihren Kindern mit *weißen* DDR-Frauen haben wir dargestellt, wie rassistisches Wissen Liebesbeziehungen zwischen mosambikanischen oder angolanischen Vertragsarbeiter*innen und DDR-Bürger*innen als Überschreitung rassifizierter Grenzen konstruierte. Beziehungen zwischen den „ausländischen Freunden“ und DDR-Bürger*innen waren in der DDR unerwünscht und wurden in vielen Lebensbereichen, teils gewaltsam, unterdrückt. Mosambikanische und angolanische Vertragsarbeiter*innen erlebten

dies als z.T. schwerwiegende Einschränkung, nicht jedoch als passive Opfer. Sie verfügten über eine Vielfalt von Verhandlungs- und Widerstandsstrategien, durch die sie innerhalb der rassistischen Konstruktionen von Liebe auch eigene Ziele realisierten. Im Zuge der Wiedervereinigung manifestierte sich rassistisches Wissen vermehrt gewaltsam. Vertragsarbeiter mussten ihre Kinder verlassen, die in der *weißen* Mehrheitsgesellschaft selbst als „ein* Andere* von Außerhalb“ und damit nicht zugehörig konstruiert wurden. Die Verhandlungs- und Widerstandsstrategien gegen dieses rassistische Wissen führten diese Kinder häufig auf die Suche nach dem mosambikanischen Elternteil. Gleichzeitig konfrontierten und forderten sie rassistisches Wissen in ihrem unmittelbaren Familienumfeld heraus und tun dies auch weiterhin.

Wie unsere Analyse aufzeigt, erschwert es das Zusammenspiel der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Wissensbestände, vereinfachte Aussagen über Rassismus in der DDR zu treffen. Weder die Ursachenforschung noch die Suche nach den multiplen Motiven gewaltbereiter Jugendlicher in den 1990er Jahren bieten einen Einblick in die Wirkungsweisen alltäglicher rassistischer Konstruktionen auf diejenigen, die von diesen Konstruktionen kategorisiert und markiert werden. Auch verdecken vereinfachte Erklärungsansätze Handlungsmöglichkeiten, Rassismus Bedeutung beizumessen, Spielräume zu nutzen und Widerstand zu leisten. Insofern bedarf es eines intersektionalen Zugangs, in dessen Fokus Schwarze Erfahrungen, Handlungs- und Widerstandsstrategien stehen, um ein möglichst nuanciertes Bild der komplexen Wirkungsweisen des Rassismus und dessen langer Geschichte auf dem Gebiet der DDR und in Ostdeutschland zu entwerfen.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Primärquellen

Dokumente

Brief in deutscher Sprache (Rechtschreibung, Grammatik und Großschreibung wie im Original) von Tamele, Maputo, Mosambik, Original ist bei Tamele, Fotos im Besitz von Marcia C. Schenck (IMG_7600.jpg; IMG_7601.jpg). Um die Privatsphäre der beteiligten Personen zu wahren, haben wir ihre Namen geändert.

Zitierte Interviews (Namen geändert)

Alfredo (Vertragsarbeiter), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Nampula, Mosambik, 12.6.2014.

Ançelmo (Vertragsarbeiter), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Maputo, Mosambik, 30.8.2011.

Augusto (Vertragsarbeiter), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Luanda, Angola, 12.4.2015.

- Armindo Mapasse (Chefe do Departamento de Estatística, Ministério de Trabalho, Moçambique), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Maputo, Mosambik, 15.5.2014.
- Bernardo, Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Luanda, Angola, 2.4.2015.
- Christoph (Kind), Telefoninterview durchgeführt von Johanna M. Wetzel, Johannesburg, Südafrika, & Thüringen, 8.2.2021
- David, Inocência, Isaias, Rosa (Vertragsarbeiter*innen), Gruppeninterview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Maputo, Mosambik, 22.9.2011.
- Emilio (Kind), Telefoninterview durchgeführt von Johanna M. Wetzel, Johannesburg, Südafrika, & Bayreuth, 21.2.2021.
- Ildio (Vertragsarbeiter), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Luanda, Angola, 16.4.2015.
- Juma (Vertragsarbeiter), Feldnotizen, Maputo, Mosambik, 6.3.2014.
- Luzia (Vertragsarbeiterin), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Luanda, Angola, 16.4.2015.
- Manuel (Kind), Telefoninterview durchgeführt von Johanna M. Wetzel, Berlin & Hamburg, 18.1.2021.
- Naima (Kind), Telefoninterview durchgeführt von Johanna M. Wetzel, Johannesburg, Südafrika, & Berlin, 14.2.2021.
- Paulo (Vertragsarbeiter), Interview durchgeführt von Marcia C. Schenck, Nampula, Mosambik, 11.6.2014 und 14.6.2014.
- Philipp (Kind), Telefoninterview durchgeführt von Johanna M. Wetzel, Johannesburg, Südafrika, & Kassel, 9.2.2021.
- Sylvia (Kind), Telefoninterview durchgeführt von Johanna M. Wetzel, Johannesburg & Berlin, 16.2.2021.

Literatur

- Abrams, Lynn (2010): *Oral History Theory*. New York, US-NY (<https://doi.org/10.4324/9780203849033>).
- Aitken, Robbie, & Eve Rosenhaft (2013): *Black Germany: The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884-1960*. New York, US-NY (<https://doi.org/10.1017/CBO9781139649575>).
- Alberto, Ibrahim (2014): *Ich wollte leben wie die Götter. Was in Deutschland aus meinen afrikanischen Träumen wurde*. Bonn.
- Alexopoulou, Maria (2018): „Rassismus als Kontinuitätslinie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“. In: *APuZ*, <https://www.bpb.de/apuz/275884/rassismus-als-kontinuitaetslinie-in-der-geschichte-der-bundesrepublik-deutschland>, letzter Aufruf: 21.10.2021.
- Alexopoulou, Maria (2020): *Rassismus als Praxis der langen Dauer. Welche Rassismusforschung braucht Deutschland – und wozu?* Initialbeitrag zur RfM-Debatte 2021. Berlin.
- Antirassistische Initiative Berlin (1993): „Der Mord an Amadeu Antonio vor Gericht“. In: Bröskamp 1993, S. 95-102.
- Arndt, Susan, & Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.) (2011): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. Kerben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster.
- Aydemir, Fatma, & Hengameh Yaghoobifarah (Hg.) (2019): *Eure Heimat ist unser Albtraum*. Berlin.
- Behrends, Jan C.; Thomas Lindenberger & Patrice G. Poutrus (Hg.) (2003): *Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland*. Berlin.

- Bröskamp, Bernd (Hg.) (1993): *Schwarz-Weiße Zeiten. AusländerInnen in Ostdeutschland vor und nach der Wende; Erfahrungen der Vertragsarbeiter aus Mosambik; Interviews, Berichte, Analysen*. Bremen.
- Burton, Eric (2018): *Tansanias „Afrikanischer Sozialismus“ und die Entwicklungspolitik der beiden deutschen Staaten. Akteure, Beziehungen und Handlungsspielräume, 1961-1990*. Dissertation. Universität Wien.
- Campt, Tina (2003): „Converging Spectres of an Other Within: Race and Gender in Prewar Afro-German History“. In: *Callaloo*, Bd. 26, Nr. 2, S. 322-341 (<https://doi.org/10.1353/cal.2003.0036>).
- Chin, Rita; Heide Fehrenbach; Geoff Eley & Atina Grossmann (2009): *After the Nazi Racial State: Difference and Democracy in Germany and Europe*. Ann Arbor, US-MI (<https://doi.org/10.3998/mpub.354212>).
- Cole, Jennifer, & Lynn M. Thomas (2009): *Love in Africa*. Chicago, US-IL (<https://doi.org/10.7208/chicago/9780226113555.001.0001>).
- Cremer, Hendrick (2008): *Zur Problematik des Begriffs „Rasse“ in der Gesetzgebung Heimatkunde*. <https://heimatkunde.boell.de/de/2008/11/18/zur-problematik-des-begriffs-rasse-der-gesetzgebung>, letzter Aufruf: 16.5.2021.
- Crenshaw, Kimberle (1991): „Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color“. In: *Stanford Law Review*, Bd. 43, Nr. 6, S. 1241-1299 (<https://doi.org/10.2307/1229039>).
- Danyel, Jürgen (2003): „Spätfolgen? Der ostdeutsche Rechtsextremismus als Hypothek der DDR-Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur“. In: Behrends u.a. 2003, S. 23-42.
- Döring, Hans-Joachim (1999): „Es geht um unsere Existenz“. *Die Politik der DDR gegenüber der Dritten Welt am Beispiel von Mosambik und Äthiopien*. Berlin.
- Dorsch, Hauke (2008): „Rites of Passage Overseas? – On the Sojourn of Mozambican Students and Scholars in Cuba“. In: *Africa Spectrum*, Bd. 43, Nr. 2, S. 225-244.
- El-Tayeb, Fatima (1999): „„Blood Is a Very Special Juice“: Racialized Bodies and Citizenship in Twentieth-Century Germany“. In: *International Review of Social History*, Bd. 44, Nr. 7, S. 149-169 (<https://doi.org/10.1017/S0020859000115238>).
- Engelhardt, Eva (1993): „„Die haben uns beigebracht, wie man arbeiten kann“ (Lina, Mosambikanerin)“. In: Bröskamp 1993, S. 43-49.
- Engelhardt, Eva, & Ahmed Farah (1993): „„Sie haben uns geschlagen. Wir gehen nach Hause, o.k. Aber warte ab, ob es denen dann besser geht“ (David Macau und David Zacharias aus Hoyerswerda)“. In: Bröskamp 1993, S. 51-62.
- Fehrenbach, Heide (2005): *Race after Hitler: Black Occupation Children in Postwar Germany and America*. Princeton, US-NJ (<https://doi.org/10.1515/9780691188102>).
- Friedrich, Walter, & Hartmut Griese (Hg.) (1991): *Jugend und Jugendforschung in der DDR*. Opladen (<https://doi.org/10.1007/978-3-322-95934-8>).
- Grosse, Pascal (2002): „Koloniale Lebenswelten in Berlin 1885-1945“. In: van der Heyden, Ulrich, & Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin, S. 195-200.
- Gruner-Domic, Sandra (1996): „Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in der DDR. Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961-1989)“. In: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. Nr. 32, S. 204-230.
- Harisch, Immanuel R. (2018): „„Mit gewerkschaftlichem Gruß!‘: Afrikanische GewerkschafterInnen an der FDGB-Gewerkschaftshochschule Fritz Heckert in Bernau bei Berlin“. In: *Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien*. Nr. 34, S. 77-109.
- Hasters, Alice (2019): *Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten*. Berlin.

- Heinemann, Wilfried, & Karl-Heinz Schubarth (Hg.) (1992): *Der antifaschistische Staat entlässt seine Kinder. Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland*. Köln.
- Herzog, Dagmar (2007): *Sex after Fascism: Memory and Morality in Twentieth-Century Germany*. Princeton, US-NJ (<https://doi.org/10.2307/j.ctt4cgbqw>).
- Iliffe, John (2005): *Honour in African History*. Cambridge.
- Johnson-Spain, Ines (2019): *Becoming Black*. Dokumentarfilm. Kobalt Productions. Berlin.
- Kaneza, Elisabeth (2020): *Black Lives Matter: Warum „Rasse“ nicht aus dem Grundgesetz gestrichen werden darf*. <https://www.juwiss.de/102-2020/>, letzter Aufruf: 29.4.2021 (<https://doi.org/10.3790/rup.56.4.536>).
- Kuck, Dennis (2003): „Für den sozialistischen Aufbau ihrer Heimat? Ausländische Vertragsarbeitskräfte in der DDR“. In: Behrends u.a. 2003, S. 271-281.
- Kuhlmann, Anne (2013): „Ambiguous Duty: Black Servants at German Ancien Régime Courts“. In: Honeck, Mischa; Martin Klimke & Anne Kuhlmann (Hg.): *Germany and the Black Diaspora: Points of Contact, 1250-1914*. New York, US-NY, S. 21-37.
- Lenke Muniz de Faria, Yara-Colette (2003): „Germany’s »Brown Babies« Must Be Helped! Will You?“. U.S. Adoption Plans for Afro-German Children, 1950-1955“. In: *Callaloo*, Bd. 26, Nr. 2, S. 342-362 (<https://doi.org/10.1353/cal.2003.0052>).
- Lennox, Sara & Peggy Piesche (2017): „Of Epistemologies and Positionalities: A Conversation, Berlin, October 21, 2014“. In: Lennox, Sara (Hg.): *Remapping Black Germany: New Perspectives on Afro-German History, Politics, and Culture*. Amherst, US-MA, S. 1-36 (<https://doi.org/10.2307/j.ctv3t5qph>).
- Lierke, Lydia, & Massimo Perinelli (2020): „Dreißig Jahre Mauerfall. Ein Perspektivwechsel mit dem Projekt ‚Erinnern stören‘“. In: *Autoritäre Dynamiken*. S. 327-340 (<https://doi.org/10.30820/9783837977714-327>).
- Lösing, Felix (2014): „Nachrichten aus dem ‚Herz der Finsternis‘. Rassismus im ‚Spiegel‘“. In: Adamou, Jamila; Gudrun Hentges; Mechthild M. Jansen & Kristina Nottbohm (Hg.): *Sprache, Macht, Rassismus*. Berlin, S. 97-125.
- Mac Con Uladh, Damian H.T. (2005): *Guests of the Socialist Nation? Foreign Students and Workers in the GDR 1949-1990*. Dissertation. University of London.
- Marburger, Helga (1993): *Und wir haben unseren Beitrag zur Volkswirtschaft geleistet*. Frankfurt a.M.
- McLellan, Josie (2011): *Love in the Time of Communism: Intimacy and Sexuality in the GDR*. Cambridge.
- Müggenburg, Andreas (1996): *Die ausländischen Vertragsarbeitnehmer in der ehemaligen DDR. Darstellung und Dokumentation*. Berlin.
- Müller, Tanja R. (2010): „Memories of paradise – Legacies of Socialist Education in Mozambique“. In: *African Affairs*, Bd. 109, Nr. 436, S. 451-470 (<https://doi.org/10.1093/afraf/adq024>).
- Oguntoye, Katharina; May Ayim & Dagmar Schultz (Hg.) (1986): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin.
- Pfahl-Traughber, Armin (2019): „Aktionsorientierter Rechtsextremismus I: Die Neonazi-Szene vor 1990“. In: Pfahl-Traughber, Armin (Hg.): *Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme*. Wiesbaden, S. 141-153 (https://doi.org/10.1007/978-3-658-24276-3_11).
- Piesche, Peggy (1999): „Identität und Wahrnehmung in literarischen Texten schwarzer deutscher Autorinnen der 90er Jahre“. In: Gelbin, Cathy S; Kader Konuk & Peggy Piesche (Hg.): *Aufbrüche. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland*. Königstein i.T., S. 195-205.
- Piesche, Peggy (2002): „Black and German? East German Adolescents before 1989: A Retrospective View of a ‚Non-Existent Issue‘ in the GDR“. In: Adelson, Leslie (Hg.): *The Cultural After-life of East Germany: New Transnational Perspectives*. Washington, D.C., S. 37-59.

- Piesche, Peggy (Hg.) (2020): *Labor 89. Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost*. Berlin.
- Pommerin, Reiner (1979): „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“. *Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit, 1918-1937*. Düsseldorf.
- Pugach, Sara (2019a): „Agents of Dissent: African Student Organizations in the German Democratic Republic“. In: *Africa*, Bd. 89, Nr. 1, S. 90-108 (<https://doi.org/10.1017/S000197201800092X>).
- Pugach, Sara (2019b): „Eleven Nigerian Students in Cold War East Germany: Visions of Science, Modernity, and Decolonization“. In: *Journal of Contemporary History*, Bd. 54, Nr. 3, S. 551-572 (<https://doi.org/10.1177/0022009418803436>).
- Ransiek, Anna-Christin (2019): *Rassismus in Deutschland. Eine Macht-Reflexive, Biographietheoretische und Diskursanalytische Studie*. Heidelberg (<https://doi.org/10.1007/978-3-658-24056-1>).
- Riedel, Almut (1992): *Erfahrungen Algerischer Arbeitsmigranten in der DDR: „hatten ooch Chancen, ehrlich!“*. Dissertation. Freie Universität Berlin.
- Schenck, Marcia C. (2017): *Socialist Solidarities and Their Afterlives: Histories and Memories of Angolan and Mozambican Migrants in the German Democratic Republic, 1975-2015*. Dissertation. Princeton University, Princeton, US-NJ.
- Schenck, Marcia C. (2019): „Negotiating the German Democratic Republic: Angolan Student Migration during the Cold War, 1976-90“. In: *Africa*, Bd. 89, Nr. 1, S. 144-166 (<https://doi.org/10.1017/S0001972018000955>).
- Schenck, Marcia C. (2020): „Small Strangers at the School of Friendship: Memories of Mozambican School Students to the German Democratic Republic“. In: *German Historical Institute Bulletin: German Historical Institute Washington Bulletin*, Bd. 2020, Nr. 15: Histories of Migrant Knowledge: Transatlantic and Global Perspectives, S. 41-59.
- Scherschel, Karin (2006): *Rassismus als Flexible Symbolische Ressource. Eine Studie über Rassistische Argumentationsfiguren*. Bielefeld (<https://doi.org/10.1515/9783839402900>).
- Scherzer, Landolf (2002): *Die Fremden. Unerwünschte Begegnungen und verbotene Protokolle*. Berlin.
- Schröder, Sebastian (2003): *Fremdsein und Fremdenfeindlichkeit*. Marburg.
- Schubarth, Wilfried (1993): „Sehnsucht nach Gewißheit“. In: Otto, Hans-Uwe, & Roland Merten (Hg.): *Rechtsradikale Gewalt im Vereinigten Deutschland. Jugend im Gesellschaftlichen Umbruch*. Wiesbaden, S. 256-266 (https://doi.org/10.1007/978-3-322-97285-9_23).
- Schüle, Annegret (2003): „„Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt“ – Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei“. In: Behrends u.a. 2003, S. 309-324.
- Sextro, Uli (1996): *Gestern gebraucht – heute abgeschoben. Die innenpolitische Kontroverse um die Vertragsarbeitnehmer der ehemaligen DDR*. Dresden.
- Slobodian, Quinn (2015): „Race, Racism, and the Racial Rainbow in East Germany“. In: Slobodian, Quinn (Hg.): *Comrades of Color: East Germany in the Cold War World*. Oxford, S. 23-39 (<https://doi.org/10.1515/9783839402634>).
- Sow, Noah (2009): *Deutschland Schwarz Weiss. Der alltägliche Rassismus*. München.
- Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus*. Bielefeld.
- Thomae, Jackie (2019): *Brüder* (Roman). München.
- Thompson, Paul (2017): *The Voice of the Past: Oral History*. New York, US-NY.
- Todd, Lisa (2020): „Studying Sexual and Racial ‚Mixture‘: Eugen Firscher and the Rehobot Basters of German Southwest Africa, 1908“. In: Pugach, Sara; David Pizzo & Adam Blackler (Hg.): *After the Imperialist Imagination: Two Decades of Research on Global Germany and Its Legacies*. Oxford, S. 59-72.

- van der Heyden, Ulrich; Wolfgang Semmler & Ralf Straßburg (Hg.) (2014): *Mosambikanische Vertragsarbeiter in der DDR-Wirtschaft: Hintergrund-Verlauf-Folgen*. Münster.
- Warda, Katharina (2020): „Der Ort, aus dem ich komme, heißt Dunkeldeutschland.“ In: *Krautreporter*, <https://krautreporter.de/3521-der-ort-aus-dem-ich-komme-heisst-dunkeldeutschland>, letzter Aufruf: 10.2.2021.
- White, Katharine (2018): *The „Red Woodstock“ Festival and the Making of an International Youth Culture in the East Berlin Cityscape during Late Socialism, 1970s-1990s*. Dissertation. George Washington University, Washington, D.C.
- Wollrad, Eske (2005): *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*. Königstein i.T.
- Wright, Michelle M. (2003): „Others-from-Within from Without: Afro-German Subject Formation and the Challenge of a Counter-Discourse“. In: *Callaloo*, Bd. 26, Nr. 2, S. 296-305 (<https://doi.org/10.1353/cal.2003.0065>).
- Zatlin, Jonathan R. (2007): „Scarcity and Resentment: Economic Sources of Xenophobia in the GDR, 1971-1989“. In: *Central European History*, Bd. 40, Nr. 4, S. 683-720 (<https://doi.org/10.1017/S0008938907001082>).

Anschriften der Autorinnen:

Johanna M. Wetzel

Johanna.wetzel@qeh.ox.ac.uk

Marcia C. Schenck

Marcia.schenck@uni-potsdam.de